

# Zeitung aus dem Feldlager.

Sonnabend, den 8. Januar 1814.

15.

Edninggen, den 31. December.

Die Dänen haben bei dem trostlosen Ausgange ihres Bündnisses mit den Franzosen doch immer die Genugthuung, das, was in ihren Kräften stand, wie viel oder wie wenig es auch seyn möge, treulich zum Nachtheil der guten Sache gethan zu haben. Niemand hat so lange bei Napoleon ausgehalten, wie sie, niemand sucht bis auf den letzten Augenblick noch ferner dieser ungern verlassenen Verbindung zu entsprechen, wie sie. Jeder Tag, den der König von Dänemark säumt, den großmüthig angetragenen Frieden zu ergreifen, gewährt den Franzosen eine neue Frist zur Erholung, und hält einen großen Theil des furchtbaren Kriegsheeres, das sie an den Tagen von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig kennen lernten, mit seinem ruhmvollen Anführer von ihren Gränzen zurück. Aus diesem Widerstreben müssen die sämtlichen Verbündeten erst recht erkennen, wie nöthig es war, ihre Waffen, bevor sie weiter gingen, gegen den letzten französischen Bundesgenossen zu kehren, um in seinen Staaten das giftige Nest des hitzigsten und hartnäckigsten Anhangs zu zerstören, den der allgemeine Feind hier in unserm Rücken sonst, höchst gefährlich für uns, behalten hätte. Wenn der König von Dänemark durch das in die Länge ziehen der Unterhandlungen, durch die erlangte Fortsetzung des Waffenstillstandes, und vielleicht gar durch den erneuerten Krieg, das Beste Napoleons trefflich wahrzunehmen weiß, so muß man gestehn, daß er für sein eigenes Beste nicht völlig eben so einsichtsvoll verfährt. Oder glauben seine Rathgeber durch ihre außerordentlichen Unterhandlungskünste in dieser Zwischenzeit solche Vortheile zu erlangen, welche den Nachtheil, den inzwischen Holstein und Schleswig durch den Aufenthalt und die Bedürfnisse der Truppen, den ganz Dänemark durch den Verlust seiner festen Plätze, durch die Ungewißheit seiner Lage und Hoffnungen erleidet, bei weitem überwiegen könnten? Wir gestehn, daß wir uns vor diesen

Unterhandlungskünsten nur wegen der Langeweile fürchten, die sie uns verursachen könnten, und daß wir nicht meinen, durch dieselben etwas von dem durch die Waffen Errungenem zu verlieren. Rechnet man auf die Zwietracht, die man unter den Verbündeten leider gar nicht vorbereitet findet, und daher geheim zu streuen hoffen möchte? Aber die Dänen, welche ihre politische Lage wahrlich keine große Hoffnungen erlaubt, könnten selbst von den besten Vortheilen, wenn es deren für sie gäbe, keinen Nutzen ziehen, weil ihre militairische Lage sie nicht zu Athem kommen läßt und in diesem Augenblicke mit unabwendbarem Verderben bedroht. Der Kronprinz von Schweden hat den wiederholten Bitten der an ihn abgeschickten Unterhändler nachgegeben und eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 6. Januar bewilligt; möge diese große Mäßigung, zu deren vollen Würdigung man sich die ganze Lage der Dinge gegenwärtig erhalten muß, das dänische Kabinett zur Erkenntniß bringen, und nicht aufs neue die Verblendung erzeugen, als ob durch Zögerung etwas zu gewinnen sey. Dänemark hat durch die mehrlährige Richtung seiner Staatskunst sich als der Feind aller Staaten und aller Freiheit betragen; wie kann es erstaunen, daß der Sieg der letztern auch ihm einen Theil des Verhängnisses zuwendet, unter dem seine Bundesgenossen zu Grunde gehen? Die Abtretung einiger Länder ist das geringste, worauf sich die dänische Regierung für diesen Fall seit Jahren gefaßt machen konnte, so wie sie, im Fall die Sache der Unterdrückung und Eroberungssucht gesiegt hätte, vollkommen darauf gefaßt gewesen wäre, einige Länder zuzubekommen. Es ist nicht so trauriger als wenn ein Staat nicht fühlt, welches seine Lage ist; Dänemark, sollte man glauben, habe sich wohlbehaglicher Sicherheit erfreut, sey mit England in Frieden, mit den großen Mächten des festen Landes im Bündniß, seine Kriegsheere im feindlichen Lande, seine Seemacht vor feindlichen Häfen und nur einer der europäischen Staaten, kein benachbarter und kriegerischer, führe mit ihm einen langsamen, zweifelhaften

Krieg; dann wäre die Sorglosigkeit, das versäumende Zögern und die sanguinische Hoffnung, welche in Kopenhagen zu herrschen scheinen, erklärlich. Nun aber die Verhältnisse das Gegentheil von jenem sind, müßte man, so scheint es, dankbar auf das blicken, was noch verbleiben soll, nicht unwillig seufzend auf das, was verloren gehn soll. So viel ist klar, daß der Frieden je später desto härter seyn wird.

Das Gefühl seiner Lage zu haben, wovon wir oben gesagt, daß es sehr schätzenswerth und nothwendig sei, scheint auch bei den Dienern der dänischen Regierung nicht eben sehr einheimisch zu seyn, wie unter andern folgender Vorfall zeigen wird. Ein Courier aus dem Hauptquartier der Verbündeten sucht den General Wallmoden auf, und kömmt nach Rendsburg, da der Waffenstillstand sowohl für uns als für die Dänen die kürzesten Wege durch die feindlichen Posten verstattet hatte. Hier aber nimmt der Prinz Friedrich von Hessen, der Freund Davousts, dem Courier die Depeschen ab, erbriecht und liest sie, und schickt sie dann an den General Wallmoden mit der Entschuldigung zurück, er habe seiner Neugierde, zu wissen was in den Depeschen über den Frieden stehen könnte, nicht widerstehen können, und sie daher erbrochen. Das Stückchen ist in der That etwas stark; dergleichen erlaubt man sich höchstens unter Busenfreunden, und wenn sich der Prinz Friedrich von Hessen so etwas mit Marschall Davoust erlaubt hätte, ließe sich nichts dagegen sagen, allein uns ist wenigstens nicht bekannt, daß der Prinz Friedrich von Hessen mit dem General Wallmoden durch eben so enge Freundschaft verbunden wäre, wie mit jenem, glauben auch schwerlich, daß diese beiden Freundschaften sich jemals vereinigen werden. Die Depeschen unserer Regierung hat also der Prinz Friedrich von Hessen richtig gelesen, und seine Neugierde gebüßt, wie es aber ein altes Herkommen ist, daß man damit gestraft wird, womit man gesündigt hat, so wird der Prinz Friedrich von Hessen jetzt wohl eine Zeitlang die Depeschen seiner Regierung nicht lesen, oder wenigstens nach uns, falls man geneigt wäre, sie ihm doch am Ende zukommen zu lassen.

Dem Vernehmen nach beklagen sich die Dänen ungemein, daß man unverholen in öffentlichen Blättern die wahre Gestalt der Dinge gegen sie zur Sprache bringt. Sie sollten sich jedoch nicht verwundern, daß man sie auch in diesem Betracht ihren Bundesgenossen, den Franzosen, gleichstellt, von denen auch ihr eigenes Benehmen viel gelernt und angenommen zu haben scheint. Was können z. B. ihre Anführer für Schonung von uns erwarten, da sie jede Rücksicht, die man noch etwa hätte haben können, durch ihre Brüderlichkeit mit

den nichtswürdigsten Elenden, und durch das unwürdige Entgegenkommen für deren schlechteste Persöhnlichkeiten selbst zerstört haben? Wie kann es ihnen nur einfallen, Schonung zu hoffen, da sie ohne Noth und Zwang die schändlichen Armseligkeiten der Davoust, der Hogendorp und d'Aubignose in ihre dänischen Blätter aufnehmen ließen? Der Waffenstillstand übrigens gilt nur auf einer einzigen Linie, überall sonst werden die Feindseligkeiten fortgesetzt, und so mögen denn die Dänen, während Friedrichsort genommen und Glückstadt bombardirt wird, sich auch die Artillerie des Gedankens, wie ein geistreicher Schriftsteller die Buchdruckeret genannt hat, einstweilen gefallen lassen.

### Frankreichs Aussichten.

Daß mit der jetzigen französischen Regierung der Frieden unmöglich sei, ist von verschiedenen Seiten, besonders aber in England, nachdrücklich behauptet worden. Ohne uns auf die Gründe, mit denen man diese Behauptung unterstützt, einzulassen, bemerken wir nur, daß die französische Regierung die Untersuchung der Lage der Dinge in dieser Rücksicht völlig überflüssig macht; ob die andern Mächte mit ihr auch Frieden schließen möchten, sie selber will keinen mit den andern Mächten schließen. Die Thatfache hebt allen Streit über Möglichkeiten auf; die Verbündeten sehen sich zur Fortsetzung des Krieges gezwungen, so lange Napoleon eine Macht ist, und sie nicht aufhören wollen, Mächte zu seyn. Unter diesen Umständen, da nicht Eroberungssucht oder sonst ein sträflicher Ehrgeiz die Verbündeten leitet, wäre es freilich das Wünschenswertheste, wenn Frankreich sich in sich selbst dergestalt veränderte, daß eine Befreundung mit seiner Regierung nicht erst durch die Waffen erzwungen zu werden brauchte. Hierzu fehlt es auch allerdings nicht an Aussicht, vielmehr sind mancherlei Wege eröffnet, auf welchen jene Veränderung geschehen kann. Wie verschieden aber auch diese Wege seyn mögen, keiner derselben vermag um die Einwilligung des französischen Volkes herumzuführen, jeder Versuch, diese Einwilligung zu umgehen, würde nur die schon abtrünnigen Gemüther dem jetzigen Oberhaupt wieder zuwenden und an seinen hartnäckigen Untergangskampf anschließen. Die Gesinnungen und Wünsche, die Bedürfnisse und Hoffnungen des französischen Volkes in dieser Hinsicht richtig zu berechnen und voranzusehen, ist eine eben so schwierige, als für die Beruhigung Europas nothwendige Sache, über welche man sich durch das Anhören einzelner Stimmen, die hin und wieder,

besonders in England laut werden, leicht in große Irrthümer verfallen könnte. Vor allen Dingen ist es nöthig, die Gelegenheit zu geben, daß die ächte und wahre Meinung des französischen Volks sich vernehmbar machen, und frei für das erklären könne, was sie als ihr Heil ansieht, denn es ist einmal nicht anders, dem Volke kann nur das heilsam werden, was es für heilsam hält, und das Bessere das man ihm, gegen seine Einsicht, aufdringen wollte, würde eben dadurch zum Schlechtern. Die lebhaftesten Franzosen werden nicht sich erst lange mahnen lassen, um die Gefühle ihres Innern auszusprechen; sobald ein beträchtliches Kriegsheer mit dieser Aufforderung in ihre Gränzen einrückt, und den bedrängten Herzen Luft macht, wird durch ganz Frankreich die befreite Stimme erwachen. Welche Wahl sie treffen werde, darf allerdings keiner der verbündeten Mächte gleichgültig seyn, die Grundverfassung des Staats wie die Person des Oberhauptes müssen eine Gewährleistung für den Rechtszustand, zu welchem alle Staaten zurückkehren wünschen, und für die Sicherung der Früchte, welche aus den allgemeinen Anstrengungen hervorgegangen sind, in sich tragen. Die Rückkehr der Bourbons scheint in vielen Stücken diese Gewährleistung nicht zu versprechen, Frankreich darf und kann die erlebte Revolution aus seinem Geschichtsleben nicht ausschneiden, noch den wenigen guten Früchten dieser zahllosen Uebel entsagen, seine Zukunft muß sich versöhnend an das Vergangene anknüpfen, und so nach und nach die kaum geschlossenen Wunden vernarben lassen. Was der große Carnot in jener denkwürdigen Rede im Tribunal gesagt, als er allein sich der Oberherrschaft Napoleons widersetzte, das verdient jetzt mehr, als je, von den Franzosen beherzigt zu werden. Es ist vollkommen unmöglich, daß Frankreich unmittelbar von Napoleon in die Hände der Bourbons zurückkehre, es müßte dies immer durch eine vermittelnde Zwischenregierung geschehn, welche die Verträge zwischen Herrschenden und Beherrschten abschloße. Als eine solche Mittelsperson geben die Anhänger der Bourbons selbst den General Moreau an, und es ist die Frage, was geschehen wäre, wenn dieser Held fortgelebt hätte. Sein Tod, über welchen der Rechtschaffene an den Rathschlüssen der Vorsehung schien unbegreiflich irr werden zu müssen, fängt an, als ein deutlicher Wink des Schicksals nach und nach verständlich zu werden. Seine republikanische Tugend, wie sehr sie ihn als Mann und Helden zierte, konnte für Frankreichs Veltaltung nachtheilige Rücksichten erzeugen; er starb, um seinen Einfluß, seine Liebe bei den Franzosen, das Ansehn seiner Zustimmung, als Vermächtniß An-

bern zu hinterlassen. Durch eine seltsame Verkettung der Verhängnisse scheint Frankreichs Sache eher entschieden werden zu müssen, als die Sache Deutschlands, unsere Zukunft, die Endbestimmung unseres Schicksals müssen wir dort aufsuchen, und so schnell, so versöhnend und zweckmäßig, als es die Unzulänglichkeit menschlichen Strebens erlaubt, in jenen Verhältnissen zu entwickeln trachten!

### Ein Brief mit klingendem Spiel.

Die englische Zeitung le Courier de Londres enthält ein Schreiben an den Marschall Davoust, welches wir seiner eigenen Neugierde so wenig, wie der Neugierde unserer Leser vorenthalten wollen.

„An den Regimentstambour Davoust, sogenannten Fürsten von Ekmühl,

Ich habe in den hamburgischen Blättern gelesen, daß Er so thut, als wenn Er von der Einnahme von Bremen, Oldenburg u. s. w. u. s. w. nichts wüßte. Es wäre kein Wunder, wenn Er nichts davon wüßte, denn Er ist in eine Ecke Landes eingeschneert, wo Ihm allerdings wenig Nachrichten zukommen können. Er untersteht sich, von dem tapfern General Tettenborn ungebührlich zu reden. Daß Er es weiß, Herr Regimentstambour, der General Tettenborn ist als ein ausgezeichnete General bekannt, voller Verdienst, und von seinem Kaiser geschätzt. Er aber, Er hat sich durch Gewaltthatigkeit, Grausamkeit und Mordthaten bekannt gemacht. All Seine Herzhaftigkeit besteht darin, daß Er sich nichts daraus macht, 100,000 Menschen wie Fliegen umkommen zu lassen, sobald Seine Ruhmsucht oder Sein Geiz ins Spiel kommt, dadurch hat Er auch bei Seinem Kaiser einige Gunst erlangt. Aber im Grunde ist er eine Memme, wie der ganzen Welt bekannt ist. Weil Er gegen andere französische Generale grob war, und mit ihnen im Trommelschlagerton, wie mit seinen ehemaligen Kammeraden umging, so haben Ihn mehrere derselben vor die Klinge gefordert, unter andern sogar der König von Westphalen, aber Er wußte sich immer weit davon zu halten.

Versteck Er das Geld nur gut, das Er zu Hamburg gestohlen hat, und das Er täglich fortfährt zu stehlen. Da Er eingeschlossen ist, so kann er Seine Schätze nicht mehr an Seine liebe Prinzessin schicken, die ehemalige Aepfelverkäuferin im Palais royal, wo sie mit ihrer Freundin, der Herzogin von Danzig, ihren ersten Eintritt in die Welt gemacht hat. Diese beiden Herr-

zogen vom Markte, machen einen Theil des Hofstaats von Napoleon aus.

Wisse Er, Regimentstambour, daß Er mir viel zu gering ist, um mich länger mit Ihm zu beschäftigen. Er wird uns diesmal nicht entgehn! Der General Fettesborn ist zu sehr Ehrenmann, als daß ihm nicht die Wuth eines Regimentstambours gegen ihn zum bloßen Späße wäre. Adieu, Septembriseur!

London, den 17ten Novemb. 1813.

Ein hannövrischer Unterthan  
Seiner großbritannischen Majestät."

Wir sind im Feldlager, bei rauher Jahreszeit immer unter freiem Himmel, dem Feinde gegenüber, die Waffen beständig zur Hand, da müssen auch die feinsten Sitten sich etwas rauher gewöhnen, und ein derberes Wort, ein kräftiger Fluch wird dem Kriegsmanne nicht übel genommen; verzeihlich wäre es daher, wenn wir der zarten Sprache der feinen Welt bisweilen etwas vergäßen, und unsern Feinden gegenüber in einen Ton verfielen, der uns sonst nicht eben eigen ist. Allein um so größer ist unser Triumph, daß es uns gelungen ist, uns bisher glücklich davor zu bewahren, und auch mit dem Feinde immer liebenswürdig umzugehen; wir nehmen das obige Schreiben bloß als Beweis dieser Behauptung auf, denn das wird doch jeder gleich zugestehn, daß dagegen alle unsere Beschäftigung mit dem Marschall Davoust in lauter Höflichkeiten besteht, wofür er uns im Stillen gewiß sehr dankbar ist.

## Das Neueste von Davoust.

Beim Schlusse dieses erhalten wir so eben die Nachricht, daß der Marschall Davoust, der sonst eine eiserne Gesundheit hatte, plötzlich von einer heftigen Krankheit befallen worden, die nach dem Ausspruche der Aerzte ein nervöses Gallenfieber ist. Man glaubt, daß sein Verlauf um so gefährlicher seyn wird, als der Herr Marschall zugleich an einem zerrütteten Seelenzustand leidet, den man nicht länger verheimlichen konnte. Er bildet sich fest ein, das Jahr 1814 sey sein Todesjahr, und hat darüber die furchtbarsten Gesichte. Dazu kommt, daß einige unbedeutende Umstände ihm als üble Vorbedeutungen gelten mußten, die ihn nun Tag und Nacht quälen. So wollten z. B., als er sich Blutzigel setzen ließ, diese Bestien unter keiner Bedingung anbeißen, und der Kranke fuhr mit hochgestäubtem Haar aus dem Bette, indem er hohnlachend ausrief: sie thun ihrem Kammeraden nichts! So ließ er ferner wegen seiner Genesung Fürbitten in allen Kirchen halten, da er diese aber zu Ställen für Ochsen, Pferde und Schweine gemacht hat, so trafen die betenden Stimmen mit dem Brüllen, Wiehern und Grunzen dieser Thiere höchst bedenklich zusammen, worauf er eine allgemeine Niedermezelung derselben anbefahl.

Sein Tod kann nicht mehr fern seyn. Wir werden viel an ihm verlieren; er hat uns manchen Spaß gemacht!

## Fortsetzung der politischen Zeitung: Der deutsche Beobachter.

Unter diesem Titel und mit dem vereinigten Wappen der drei Hansestädte, erschien während der Monate April und Mai in Hamburg eine politische Zeitung, die in Hinsicht der Richtigkeit und Schnelligkeit der Mittheilung politischer Gegenstände, mit dem so bekannten und geachteten Hamburger Correspondenten wetteiferte, und nicht unrühmlich. Der Beobachter hatte sich bereits ein so bedeutendes Publikum erworben, daß eine Auflage von 5000 Exemplaren erforderlich war. Die Fortsetzung dieser Zeitung, nach gleichem Plane und mit gleichem Eifer, hat mit dem Anfang des Jahres 1814 in Bremen begonnen. Von den bereits erschienenen 4 Blättern sind Exemplare zur Durchsicht und Prüfung durch alle Postämter unentgeltlich versandt. Jede Woche werden 4 Blätter in Folio erscheinen. Die Vorausbezahlung für 3 Monate ist 1 Rthlr. 36 Grote, oder 1 Rthlr. 12 gGr.; für 6 Monate 2 Rthlr. 54 Grote, oder 2 Rthlr. 18 gGr. in Louisd'or à 5 Rthlr., und für 12 Monate 1 Louisd'or. Alle löbl. Postämter nehmen Bestellung darauf an, gegen billige Vergütung des Porto's.

(Die Zeitung aus dem Feldlager wird von jetzt an in der Expedition des deutschen Beobachters, auf U. L. F. Kirchhof No. 11 in Bremen ausgegeben.)



